

Exkursionen

Wichtiger noch als die durch Zeichnung, Landkarte und Relief vermittelte Anschauung ist für das Verstehen geologischer Vorgänge die unmittelbare Beobachtung in der freien Natur, Auge in Auge mit den Erscheinungen, die in den Vorlesungen geschildert wurden. Da sieht manches ganz anders, viel komplizierter aus, als auf der Wandtafel, und der junge Geologe stände oft verzweifelt vor der «Fülle der Gesichte», würde ihn nicht die sichere Hand des Meisters führen. Die Exkursionen lehren, sich in der Mannigfaltigkeit der Natur zurechtfinden und das Beobachtete einordnen – kurz, sie bereiten den jungen Geologen auf spätere selbständige Feldarbeit vor; sie fördern ihn auf seinem Weg vom Naturwissenschaftler zum Naturforscher.

In seiner fast vier Dezennien umfassenden akademischen Tätigkeit hat Heim etwa 310 Exkursionen geleitet, die alle ohne ernsten Unfall verlaufen sind. Sie hatten nicht nur den Studierenden der Geologie und der anderen Naturwissenschaften an Universität und Polytechnikum zu dienen, sondern auch den angehenden Ingenieuren, Land- und Forstwirten. Das brachte mit sich, dass stets auch auf technische Fragen Bezug zu nehmen war. Da mussten sich die Unerfahrenen darin üben, Gefälle, Rauminhalte, Geschwindigkeit und Menge der Wasserführung von Flüssen zu schätzen; Quellfassungen und Bergwerke wurden besucht; in Choindez (Jura) durfte man einen Hochofen-Anstich miterleben – ein unvergessliches Schauspiel. Dasselbe gilt von den gleichzeitigen botanischen Exkursionen unter Heims Freund Professor Schröter und durfte als ein glückliches Kennzeichen der «Zürcher Schule» überhaupt gelten.

Bald nach Ostern setzten die ersten geologischen Exkursionen ein. Sie waren zunächst nur halbtägig und führten in die nähere Umgebung Zürichs: ins Sihltal, nach Hirzel (Moränenlandschaft), in das damals noch in Betrieb stehende Schieferkohlen-Bergwerk Käpfnach am Zürichsee, sowie an die städtischen Quellenfassungen Kellenholz und Lorzetal. Dann folgten ganztägige: an die Lägern, auf den Randen, an den Vierwaldstättersee. Auch über die Landesgrenze konnten sie zu jener glücklichen Zeit ohne Schwierigkeiten ausgedehnt werden: der Hegau mit seinen alten Vulkanen, der südliche Schwarzwald mit der prachtvoll ausgebildeten Trias auf alkristallinem Sockel waren beliebte Ziele. Vor allem aber kam das Juragebirge an die Reihe, für so manchen jungen Ostschweizer ein Neuland. Heim liebte es, weil sich hier besonders klar der Faltenbau an den äusseren Formen ablesen lässt. War der Schnee gewichen, so ging es in die Alpen. Von jeher betrachteten die Zürcher

Naturforscher das Gebirge östlich des Reusstales als ihre besondere Domäne. Sie umschloss ja auch die Gebiete, in denen Heim seine ersten Untersuchungen gemacht hatte. Als Ziele wurden gewählt das Aarmassiv: Trias auf Gneis am Scheidnössli bei Erstfeld, Urserental, Maderanertal mit Windgällenlücke und Hüfigletscher; Sandalp-Pass, Val Russein und das einsame Val Gliems, von wo über den Puntaiglasgletscher Truns im Rheintal erreicht wurde; Gotthard-, Segnes-, Kunkelspass und die Greina; das Glarnerland in allen Richtungen vom Walensee (Amden und Mattstock) bis zum Klausen- und Kistenpass mit den berühmten Ueberschiebungskontakten von Betlis und Lochseite; der Aubrig am Wäggital und das Klippengebiet von Iberg. Für mehrtägige Reisen kam vor allem das Säntisgebirge in Frage mit seiner «Harmonie von äusserer Gestalt und innerem Bau», wie ein Schulbeispiel der tektonischen Erscheinungen am helvetischen Alpenrand.

Diese Exkursionen vermittelten wohl die stärksten Eindrücke, die ein Student empfing. Sie übten denn auch ihre Anziehungskraft weit über die Grenzen Zürichs, ja der Schweiz aus. Die Zeit um die Jahrhundertwende brachte auch sonst für Zürich einen ganz besonderen Aufschwung der Naturwissenschaften, der in der Bedeutung seiner Dozenten und Forscher, und zugleich in dem allgemeinen, zeitbedingten Stande dieser Wissenschaften begründet war. Neben Heim waren es Namen wie Schröter, Grubenmann, Arnold Lang, Werner, Lunge, die von fernher Studierende anzogen. Aber auch ältere Gelehrte fanden sich zu den Exkursionen ein, und so ergab sich oft eine nach Alter, Kenntnissen und Nationalitäten bunt gemischte Gefolgschaft. Da waren Armenier, Asiaten, Amerikaner, Engländer, Holländer und Skandinavier, Deutsche und Oesterreicher, Polen und Russen neben den Schweizern deutscher und welscher Zunge, alle in bestem Einverständnis. Eine bekannte Gestalt war jener russische Hüne, der, wenn es bereits in Strömen goss, mit östlichem Gleichmut zu sagen pflegte: «Und aber nämlich, Härr Professor, hat sich angefangen zu räggen»; oder, wenn Heim sich etwa abschätzig über monarchische Gepflogenheiten äusserte: «Wenn wären in Russland, Härr Professor, man hätte längst spediert zum Sibirien.» Ganz von selbst erhielten die Studenten dabei auch eine Lektion in wahrer Demokratie, wenn sie — oft staunend — das ungezwungene Verhältnis Heims zu seinen Schülern und vor allem zu seinen Mitbürgern wahrnahmen, und mochten es die einfachsten Bergbauern sein.

Verfolgen wir kurz den Ablauf einer solchen Exkursion! Da sammelt sich am frühen Samstagnachmittag ein kleines Trüppchen bergstock- oder eispickelbewaffneter junger Leute auf dem Bahnhof, in ihrer

Mitte der rotbärtige Herr Professor, diesmal ausnahmsweise ohne seinen ständigen Begleiter, den schwarzen Neufundländer. Scheint das Wetter unsicher, so folgt ernste Beratung: Gehen oder Daheimbleiben? Echt demokratisch wird abgestimmt, und es muss schon in Strömen regnen, wenn sich die Waagschale der Optimisten nicht senken sollte. Schon in der Bahn erfolgen die ersten Erklärungen. Welchem frühern Heim-Schüler wäre nicht das Nummulitenriff am Lowerzersee in Erinnerung, das den erhebenden Moment markiert, in dem man auch geologisch in die Alpen eintritt? Oft ziemlich spät wird das bescheidene Nachtquartier erreicht. Nicht immer sind es Betten, die die müden Glieder aufnehmen, oft ist es das duftige Heu einer Alphütte. Die vorher benachrichtigten Sennen halten Milch und Kaffee bereit, die Rucksäcke öffnen sich. Noch ein kleiner Bummel um die Alphütten herum, wo die hohen Gipfel still gegen den Sternenhimmel stehen, und bald schlummern alle der Tagwacht entgegen. Ist das Tagwerk gross, der Weg weit, so heisst es noch im Dunkeln aufbrechen, nachdem der heisse, fette, zähe Fenz, den der Senn bereitet hat, mit einem Becher Kaffee heruntergespült ist. Wenn die Sonne sich über den östlichen Berggrat hebt, hat man schon ein gut Stück zurückgelegt, etliche eisige Gletscherbäche übersprungen, und die geologische Arbeit kann beginnen. Diese bringt es mit sich, dass man ganz bestimmte, oft eng begrenzte Oertlichkeiten erreichen muss, die nur selten an bequemen Wegen liegen. Dem Leiter erwächst dadurch eine grosse Verantwortung; denn unter seiner Schar gibt es neben berggewohnten Schweizern auch Ausländer, die kaum ahnen, was sie zu leisten haben werden. Heim hatte seine eigene Methode, zum vorneherein diejenigen Teilnehmer auszuschalten, die grössern Strapazen nicht gewachsen sein würden oder denen es an Ausdauer fehlte. Die erste, nur halbtägige Exkursion, die in die nähere Umgebung Zürichs führte, wurde so angelegt, dass in raschem Tempo weniger angenehmes Gelände genommen werden musste: steile, rutschige Hänge, feuchtes Gestrüpp, enge, schmutzige Bachtöbel und dergleichen. Da fing das Elend der Dünnbeschuhten, Modischgekleideten, Leichtermüdbaren an. Manche kehrten um, andere langten zerzaust und erhitzt an — diese alle schworen sich: einmal und nie wieder! Die Spreu war vom Weizen gesondert und Heim war die «Bummler» los.

Trotzdem blieb die Verantwortung gross. Bei der Vorbesprechung in der Hochschule ermahnte er daher zu gutem Schuhwerk, zu Sonnenbrille und Kopfbedeckung, zu zweckmässigem Proviant; gedörrte Zwetschgen, Würfelzucker und Aleuronatbiskuits waren Trumpf. Auf schwierigeren Touren wurden ortskundige Führer mitgenommen und die Teilnehmer

mit dem Gletscherseil gesichert. So war jener ungeschlachte russische Riese, der auf dem Hüfigletscher in eine Spalte sank, bald wieder herausgezogen. Nur seine Kopfbedeckung blieb unten: «Ich will ausziehn meine Hut, aber ich habe keiner», bemerkte er später beim Abschied stoisch. Heim fand es nicht zweckmässig, alle Augenblicke stillzustehen, wie es etwa die Botaniker zu tun pflegen. Er ging stetig in gemessenem Tempo und mit gleichmässigen Schritten und liess es sich angelegen sein, die Unerfahrenen im richtigen Bergsteigen, im Traversieren steiler Hänge, im Gebrauch des langen Bergstockes, der damals noch gebräuchlich war.

Zu jener Zeit, da es noch nicht viele Klubhütten gab, von Autocars gar nicht zu reden, waren oft äusserst beschwerliche Tagestouren unvermeidlich; da galt es, vor Tagesanbruch aufzubrechen und bis nachts auf den Füssen zu bleiben. So ging es z. B. auf der Schlussexkursion 1899 von der Sandalp am Tödi vorbei über den Puntaiglasgletscher nach Truns im obern Rheintal, oder auf dem Rückweg von Graubünden nach dem Kanton Glarus über den Segnespass, oder von Brigels über Kistenpass und Muttenalp nach Linthal. Manch ein Ausländer, der Partien wie jenen Zickzack-Steilabstieg den Felswänden entlang bei einbrechender Dunkelheit mitmachte, konnte es beim Rückblick im Tageslicht kaum begreifen, dass alle dort heil heruntergekommen waren. Da atmete denn auch der Meister auf, dass alles gut abgelaufen war. Er war ein ausgezeichneter Bergführer, band die Studenten oft ans Seil und war körperlich den meisten überlegen.

Zum Erstaunen der Studenten kam es auch vor, dass der Professor, ein Meister im Stehrudern, die ganze Schar im Flachbodenboot über den Vierwaldstättersee ruderte.

War bei weniger strengen Touren das vorläufige Ziel erreicht, so wurde ein ausgiebiger Halt gemacht. Zuerst wurde die allgemeine geologische Situation erklärt, dann die sich bietenden Aufschlüsse (so nennt der Geologe die Stellen, wo der Untergrund frei zutage tritt) betrachtet, und dann konnte jeder seinen Hammer brauchen und seinen Rucksack befrachten mit Schätzen, «die die Motten nicht fressen». Unermüdlich half der Lehrer dem Schüler beim Aufsuchen charakteristischer Gesteinsproben, beim Zuhauen «anständiger» Handstücke. Kam dabei ein besonders schönes und seltenes Stück zum Vorschein, so wurde es kurzerhand als «eidgenössisches Handstück» erklärt, das als Geschenk an die Alma Mater abzuliefern war. Der also Exproprierte aber fühlte sich hochgehrt, dass sein Name in Zukunft auf der Etikette «Geschenkt von Herrn X» unter Glas prangen würde. Heim empfahl das Sammeln als

beste Gedächtnisstütze. Nur *eine* Ausnahme gab es: Die einzige und sehr beschränkte Fundstelle der durch Gebirgsdruck deformierten Ammoniten und Belemniten war tabu: sie durfte nicht berührt werden. Sie sollte der nachkommenden Generation unversehrt erhalten bleiben – und wir hüten uns, den Ort zu verraten!

Bot der Halteort weitere Aussicht, so wurden unweigerlich die Skizzenbücher hervorgezogen, und jeder machte sich mit mehr oder weniger Talent ans Werk: Bergformen oder auch geologische Profile probierte man, oft nicht ohne Seufzer, aufs Papier zu bannen. Auch hier war Heim unermüdlich im Erklären, Ermutigen und Korrigieren.

Als wir einmal im dichtesten Nebel zähneklappernd bei 3000 m auf der Passhöhe zwischen Hüfi- und Sandalpgletscher herumsitzend unsern Mittagsproviant verzehrten, wusste Heim die herrliche Aussicht, die man hätte haben sollen, so lebhaft und in allen Einzelheiten zu schildern, dass selbst dem Verzagtsten der Mut wieder stieg. So schlecht sein Gedächtnis für Gehörtes und Gelesenes war, visuelle Eindrücke bewahrte es unfehlbar. War uns aber eine klare Fernsicht beschieden, so konnte die geologische Orientierung zu einer wahren Bergpredigt werden, die, getragen von Ehrfurcht für die Herrlichkeit der Alpennatur und von verantwortungsvoller Liebe zur Heimat, zu Geist und Herz der jungen Hörer sprach und ihnen unvergesslich blieb. Dann konnte es geschehen, dass das laute Geplauder der anderen Gipfelbesteiger allmählich verstummte, dass sich einer nach dem andern dem Kreise der Lauschenden beigesellte und auch in ihnen durch die beredten und doch so schlichten Worte Heims das Gefühl für die Erhabenheit der Natur lebendig wurde.

Schliesslich kam der ermüdende Abstieg. Winkte dann der heissersehnte Café complet im Talgasthaus, so erholten sich die Lebensgeister, und alle körperliche Mühsal trat gegenüber der Grösse des Gesehenen und Gelernten zurück. Mit den Wirtshäusern hatte es seine besondere Bewandnis. Schon aus den Jahren, da Heim seine Forschungen im Gebiet «Zwischen Reuss und Rhein» sowie am Säntis ausführte, hatte er seine Standquartiere, denen er treu blieb. Die wackeren Wirtsleute, mit denen ihn oft wahre Freundschaft verband, taten ihr Mögliches, um die meist 30–40 Studierenden zu beherbergen und mit wahren Hekatomben von Kaffee, Brot, Rösti und Schüblingen zu füttern. Dazu war natürlich Vorausbestellung unerlässlich, und nun ergaben sich für den Leiter, der gewohnt war, alles gewissenhaft vorzubereiten, Schwierigkeiten beim Adressieren des Telegramms: wie hiess doch schon die betreffende Wirtschaft: zum Kreuz, zum Rössli, zur Krone, zum Hirschen? Gegenüber diesen nichtssagenden Namen versagte das Gedächtnis, und die Post

musste sich zurechtfinden nach Bezeichnungen wie «Letztes Wirtshaus im Dorf links der Strasse» oder «Gasthaus neben der Brücke».

Professor Heim war streng bedacht auf ruhiges Benehmen und gute Disziplin seiner Leute. Abendliche Trinkgelage gab es bei ihm nicht. Der Refrain der Parodie eines alten Studentenliedes, die hie und da gesungen wurde, hiess: «Und beim Heim, da gibt's Wasser, und beim Schröter, da gibt's Wein.» Selbst Abstinenz, unterliess er es nicht, gelegentlich darauf hinzuweisen, wie unzweckmässig Alkoholgenuss bei anstrengenden Wanderungen sei. Verboten konnte und wollte er ihn natürlich nicht; aber bei Tisch, wenn er nach Erklingen des bekannten Exkursionspfeifchens die Weisungen für den weiteren Verlauf bekannt gab, hiess es doch: «Das Essen und den Milchkaffee bezahlt die Exkursionskasse; das Gift bezahlt jeder selber.» Des Meisters Beispiel und Autorität übte einen so grossen Einfluss aus, dass die Teilnehmer meist von sich aus auf alkoholische Getränke verzichteten, was der allgemeinen Fröhlichkeit durchaus keinen Abbruch tat. Abends ging man beizeiten und ohne Lärm zu Bett: «Ich werde der Letzte sein.» Am Morgen aber war er der Erste und weckte die Schläfer, die in kleineren Dörfern oft in verschiedenen Häusern untergebracht werden mussten.

Das war nun alles gut, wenn das Wetter schön war. Wie oft musste man aber, durchnässt und frierend, froh sein, in einer Alp- oder Klubhütte Schutz zu finden und sich an einem Feuer zu trocknen. Wenn es möglich war, ein «Rössligefährt» aufzutreiben, das wenigstens die steinbeladenen Rucksäcke aufnehmen konnte, so scheute Heim keine Anstrengung, es herzuschaffen. War man aber gezwungen, auszuharren, bis das Wetter sich eines Besseren besonnen hatte, so verstand er es, die kleine Gesellschaft bei guter Stimmung zu erhalten. Da wurde zunächst gezeichnet und das Gesehene – und Nichtgesehene – besprochen. Dann kam die Fröhlichkeit zu ihrem Recht. Heim erzählte komische und spannende Erlebnisse oder gab seine Nachahmungskunst zum besten, indem er z. B. wie ein Engländer oder wie ein urchiger Appenzeller französisch sprach, oder indem er den Anfang der pathetischen Rede eines Bundesvaters wiederholte, der an einer Versammlung in fürchterlichem «Thurgauer Hochdeutsch» die Eidgenossen willkommen hiess, die «von den blauen Gestaden des Bodensees bis zu den granitenen Massen des Juras» hergekommen waren. Oft wurden Aelplerspiele gemacht, wie z. B. «Geltentanzis», «Schlirpeschlinggis», «Schwänzlizünd», oder man versuchte, schwierige Kunststücke zu machen, wie z. B. von der Tischplatte unter dem Wirtstisch hindurch und wieder zurück zu klettern, ohne den Boden zu berühren, und viele andere, die Heim oft gelangen. Machten Arbenz

und Argand noch ihre Orchestermusik mit dem Mund dazu, so hatte die Heiterkeit keine Grenzen. Manchmal wurde auch das Büchlein hervorgezogen, in das Heim und Schröter die in ihren Aufnahmeprüfungen gefallen erheiternden Antworten aufgeschrieben hatten. So fehlte es nie an fröhlicher Unterhaltung.

Den Exkursionen folgte meist eine Nachbesprechung im Hörsaal, in der das Gesehene befestigt und in grösseren Zusammenhang gerückt wurde, wobei Fragen gestellt werden konnten.

Man kann die Wichtigkeit dieser «Feldarbeit» kaum überschätzen. Oft konnte Heim im spätern Alter wahrnehmen, dass die in andern Anstalten Ausgebildeten zwar «gelehrter» waren, mehr lateinische Versteinerungsnamen und Literatur kannten als die Zürcher, diese jenen aber in der Naturbeobachtung weit überlegen waren. Und das ist schliesslich die Hauptsache. Was nützt einem jungen Forscher, einem Experten, der sich in fremdem Lande vor eine Forschungsaufgabe gestellt sieht, alle Bücherweisheit, wenn Blick und Beobachtungsgabe nicht geweckt sind? Dutzende von jungen Geologen, die als Petrolexperten und Forscher in alle Welt gegangen sind, haben das dankbar feststellen können. Dass Schweizer Petrolgeologen in allen Erdteilen geschätzt sind, verdanken sie zum guten Teil dem Wirken Albert Heims und seiner Schüler.

Was den Teilnehmern der Exkursionen, vorab den Ausländern, immer wieder grossen Eindruck machte, war das *Verhältnis Heims zu der einheimischen Bevölkerung*. Oft liess es sich nicht vermeiden, dass, um wichtige Aufschlüsse zu erreichen, fremdes Eigentum betreten werden musste. Da wurde streng darauf gehalten, dass nicht unnötig Schaden entstand. «Im Gänsemarsch durch die Wiese! Der letzte schliesst das Gatter!» So ertönte, wo Grasland betreten werden musste, der Ruf, der manchem Ehemaligen zeitlebens in den Ohren klingt.

Alle paar Jahre wurde die berühmte Lochseite bei Schwanden besucht, jene «Erkenntniswurzel alpiner Tektonik» (vgl. Abschnitt Gebirgsforschung). Die überhängende Felswand von Verrucano auf Flyschschiefer befindet sich an einem Steilbord über der Sernftalstrasse. Einmal, als die Gesellschaft über den steilen Rain hinaufkletterte, kam ein Bauer mit einem grossen Hund keuchend hinterher und rief verzweifelt: «Aber ihr Heere, ihr Heere, ihr vertramped mir ja ds Gras!» Heim erklärte ihm den Fall und besänftigte ihn: er wolle ihn schon entschädigen; wie viel der Schaden wohl betrage? «Ämel etli Fränggli!» Als Heim ihm darauf ein Fünffrankenstück in die Hand legte, betrachtete der Bauer dieses erstaunt; dann sagte er strahlend: «Ja, dänn chänd ihr

meh¹!» Ein späteres Mal fand er es nicht mehr die Mühe wert, den Herren nachzulaufen; er war ja seines Fünflibers sicher.

Ein ungewöhnliches Erlebnis hatte Heim mit seinen Schülern in Amden oberhalb des Walensees, wo in der Nacht Feuer ausbrach. Sofort organisierte er die Studenten zur Rettungsarbeit in dem Bergdorf, das keine Hydranten hatte. Dabei beobachtete er merkwürdige Beispiele von Geistesgegenwart und von Kopflosgigkeit bei den Betroffenen. Ein junges Mädchen rettete ein gefährdetes Haus dadurch, dass es eine Stunde lang Schaufel um Schaufel voll Erde in einen Brunnentrog tauchte und an die erhitzte Holzwand warf. Ein altes Weiblein wollte mit Lebensgefahr in ein brennendes Haus zurückrennen, dessen sämtlichen wichtigen Hausrat die Studenten in Sicherheit gebracht hatten. «Was fehlt noch?» fragte Heim. «Es Zündhölzltrückli im Nachttisch. Tänket, wänn das au na achäm²!» Mit Mühe konnte er sie zurückhalten und vor dem Verbranntwerden retten.

Eine kleine Episode, die das Feingefühl Heims gegenüber einfachen Leuten zeigt, spielte sich im mondänen St. Moritz ab, als er dort die Untersuchung für die Neufassung der Quelle ausführte, eine nicht gerade saubere Arbeit, bei der er in einen tiefen, feuchten Schacht hinabsteigen musste. In entsprechend zugerichteter Kleidung gönnte er sich vor der Abreise auf der Terrasse eines Hotels einen Milchkaffee. Beim Bezahlen gab er der Kellnerin 20 Rappen als Trinkgeld, was damals ziemlich viel war. Sie betrachtete Heim nachdenklich; dann gab sie ihm das Geldstück zurück mit den Worten: «Behaltet ihr lieber den Zwanziger; ihr könnt ihn sicher besser brauchen als ich.» Und der Professor steckte ihn mit einem herzlichen «Danke vielmals!» wieder in die Tasche. Wüssten nur viele Menschen, dass in manchen Fällen Nehmen seliger macht als Geben!

Ein ganz eigenartiges Freundschaftsverhältnis pflegte Heim mit seinem alten Führer Josef Maria Tresch von Bristen im Maderanertal³. Im Nachlass finden sich dafür zwei bezeichnende Zeugnisse. Das eine ist ein kleines, dünnes Heftchen, wie man es früher in Brieffaschen zu tragen pflegte; in schwarze Moiréeseide gebunden, mit Goldschnitt, stammt es sicher nicht aus Bristen selber. Es enthält einige Zeugnisse für den Bergführer Josef Maria Tresch, von Schweizern und Ausländern ausgestellt, darunter eines von Heim selber aus dem Jahr 1893: «Mein lieber Freund und Leibführer Jos. Mar. Trösch führte uns heute über den Hüfi-

¹ «Ja, so kommt nur wieder!»

² «Eine Streichholzschachtel; denkt, wenn die auch noch Feuer fangen wurde!»

³ Vgl. Lebensbild S. 25.

gletscher vom Maderanertal ins Linthal. Er hat sich wieder als ein ungewöhnlich gewandter, umsichtiger und zuverlässiger Fuhrer bewährt. Er hat seine vorzüglichen Föhreigenschaften stetsfort bewahrt. Mein Begleiter Prof. Dr. Lapworth aus Birmingham, wie dessen und meine Studenten haben seine Tüchtigkeit bewundert und lebhaftes Interesse an ihm genommen.» Aelter, aus dem Jahr 1877, ist ein Brief Treschs, auf längstvergilbtem Papier fast unleserlich mit sichtlicher Mühe geschrieben: «Ich glaube, mir wärden in summer wider einandere sehen, das man mithin reden kan. Ich wet, es wäre schon summere, ich plange schon widere. das gottlos gält (Geld) schwint und Wäter ist das hir man meint es tihe der teifel die Horen (Hörner) wezen... Dan will ich auf heren (aufhören) schreiben, die vätere (Feder) hat der teifel, mir grisen dich und deine Maria von Herz mein Liabere freint (Freund), ich und das Trini und der Jos Marie, schreibe mir wider, ich habe dan eine gottlos Freid.»

Das Schreiben hatte Tresch bei seinem «Liabere freint» Heim erlernt, als sie in der Etlialphütte eingeregnet oder eingeschneit waren. Tresch kam einmal zu Besuch nach Zürich; aber es gefiel ihm gar nicht in der grossen Stadt.

Am heimischsten fühlte sich Heim bei den Berglern im Säntisgebirge. Es ist, als fange hier sein von den Vorfahren ererbtes Appenzeller Blut an zu sprechen. Fast alle die heimeligen, vom modernen Tourismus noch nicht berührten Bergwirthshäuser, die die Wanderungen im Alpstein so sehr erleichtern, gehörten der weitverzweigten Familie Dörig. In seinem Säntiswerk hat Heim dieser Erschliessung des Gebirges durch Gaststätten und Weganlagen, die beide der «Dynastie Dörig» zu verdanken sind, einen eigenen Abschnitt gewidmet. Für ihn gehören sie ebenso zum Gebirge, wie die Täler und Gipfel. Schon im Jahre 1870 erhielt Heim von der Sektion St. Gallen des S. A. C. den Auftrag, ein Säntispanorama zu zeichnen. Er bezog auf dem Gipfel Quartier, zuerst in einer primitiven Hütte mit Heulager. Bis im Herbst war das erste kleine Gasthaus daneben erstellt, das ihm im folgenden Sommer ein behaglicheres Obdach bot. Hier bei dem wackern Säntiswirt Andreas Anton Dörig (nach Appenzeller Brauch genannt «'s Hansuechlis-Sebephannes-Tonis-Reestoi») und seiner Frau Benedikte fühlte sich der junge Gelehrte wie daheim: «Freude boten mir die Menschen, besonders die Eingeborenen: der Meister, seine Schwester und seine Frau, der damalige Meglispwirt und dessen Hausgenossen. ‚Restoi‘ ist mir ein lieber Freund geworden. Mit allen Führern verkehrte ich gerne, und schliesslich sprach ich gut innerrhodisch.» Immer wurde er dort gern gesehen

und wohl versorgt. Bei schönem, warmem Wetter ging die Arbeit gut von statten. Pfiff aber ein kalter Wind um den Gipfel, drohte die zeichnende Hand zu erstarren, so musste dennoch jeder Moment klarer Sicht ausgenutzt werden. «Vom Gasthäuschen herauf trug mir die Meisterin jede Viertelstunde ein Becken mit warmem Wasser, damit ich die Hände, die den Bleistift oft nicht mehr fühlen konnten, wieder zum Zeichnen erwärme, und sie wickelte mich in Wolldecken ein . . . Ich hatte nicht Zeit zum Essen. Man schob mir hie und da einen Bissen in den Mund.» Kamen aber Tage, da Nebel den Gipfel einhüllten und Zeichnen unmöglich war, dann «benützte ich sie, um mich wieder gründlich von der steifen Haltung des Zeichnens zu erholen, indem ich beim Gasthausbau oder beim Herauftragen des Baumaterials vom Lagerplatz bei der Wagenlucke oder an der Wegverbesserung mithalf. Dadurch erwarb ich mir von seiten des Hausmeisters Restoi Dörig den dauernden Beinamen ‚Chnechtli‘, und ich nannte ihn Meister. Die Führer, die oft mit Touristen heraufkamen, hiessen mich den ‚Zächner Albert‘, und so wurde es bald in ganz Innerrhoden gebräuchlich.» So schreibt Heim in den «Begleitworten zum Panorama des Säntis».

30 Jahre später: Heim marschierte mit seinen Studenten vom Weissbad zur Wasserau, um am nächsten Tage eine Exkursion in den Alpstein auszuführen. Vor einem bescheidenen Appenzeller Haus liess er einen lauten Juchzer ertönen. Die Tür ging auf, und heraus eilte, so schnell ihre alten Füsse sie tragen wollten, eine gebeugte Frau mit schneeweissem Haar: Benedikte, die einstige Säntiswirtin. Vor Freude traten ihr die Tränen in die Augen: «Gott willche, Chnechtli!», worauf er sie als «Frau Meischteri» aufs herzlichste begrüßte. Wir erstaunten Zuschauer aber hatten wieder einmal eine Lektion in praktischer Demokratie erhalten!

Die bekannteste Gestalt am Säntis wurde dann Josef Anton Dörig («Sebetoi»), der mit seiner tüchtigen Tochter Magdalena die Meglisalp fast zu einem kleinen Dörfchen ausbaute, das, auf halber Höhe des meistbegangenen Aufstieges gelegen, vielen Gipfelbesteigern zum Uebernachten diente und noch dient. Auch hier war Heim oft zu Gast. Besser aber noch als mit Sebetoi, der als strenggläubiger Katholik neben den Gasthäusern auch eine Kapelle auf Meglisalp errichtete, verstand sich Heim mit dem Wirt auf dem Hohen Kasten. Dieser, ein Vetter des Vorigen und ebenfalls Josef Anton Dörig mit Namen, aber zum Unterschied «Mattebueb» geheissen, war ein vortrefflicher und intelligenter Mann, der freisinnigen Ideen huldigte – etwas ganz Seltenes im damaligen Innerrhoden. Mit ihm und seiner ebenso wackern Frau konnte Heim ganze

Abende plaudern und politisieren, wenn er müde von seiner geologischen Feldarbeit zurückkam und die Schar der Tagesgäste, die diesen wunderschönen Aussichtsberg besuchten, sich verlaufen hatte.

Die Studierenden und die angehenden jungen Geologen, denen das Glück zuteil wurde, Heim auf seinen Exkursionen oder auf seinen eigenen Forscherwegen zu begleiten, lernten die Bergwelt und ihre Bewohner als eine untrennbare Einheit kennen, verstehen und hochachten. Der Meister genoss die Verehrung und das unbegrenzte Vertrauen aller Bergler, die ihm näher traten, und sie übertrugen dieses auch auf seine Schüler, wenn diese zu selbständiger Feldarbeit Obdach und ortskundige Führung suchten.